

## **Dokumentation des Interdisziplinären Salons der Heinrich Böll Stiftung „Zeit für Allmende“**

Tätigsein in den Commons. Jenseits von Lohnarbeit und Geschlechterhierarchie, 18.10.12

### **von Silke Helfrich**

Heike Löschmann (Referentin für Internationale Politik der Heinrich Böll Stiftung) eröffnet den Salon im Namen von Barbara Unmüßig (Vorstand). Sie verweist auf die dichte Auseinandersetzung anlässlich des [Salons am 16. Mai 2012](#) und kündigt einen weiteren Salon zum Thema 'Geschlecht und Commons' für Montag, den 18. März 2013 an.

Silke Helfrich erläutert die Regeln des Salongesprächs („Das Mikrofon ist der Redestab.“) und lädt zum achtsamen Gespräch ein. Der Salon ist ein experimenteller Raum, in dem sich das Konkrete aus dem Prozess schält. Die Liste der Teilnehmer\_innen befindet sich im Anhang.

### **Zum Auftakt**

Als Einstieg diene je ein Satz oder eine Assoziation zum Salonthema, was das (Erwartungs-) Feld skizzierte. Die Aussagen reichten vom Wunsch „Subsistenzökonomie und Peer-Produktion endlich zusammen- bzw. Commons in einer intersektional feministischen Perspektive zu denken“ (Habermann, Hentschel) über „große Fragezeichen, ob Peer-Produktion bzw. Commoning automatisch geschlechtergerecht sind?“ (Biesecker, Çağlar) bis zum Drängen vom Wissen zum Tun, um „lebensfördernde Tätigkeiten zu stärken“ (Kratzwald, Voss) oder „Dinge zu schöpfen, die wir brauchen und nicht die, die sich rechnen“ (Meretz), wobei künstlerisches Tun eine Möglichkeit biete, „über Tätigsein nachzudenken, das mit Fühlen und Praxis verbunden ist“ (Lemle). Aufgeworfen wurde auch das Thema Verhältnis von Commons und Kapital (Doughan) bzw. von Commons zu „vom Staat getragenen Gemeinwohlleistungen“ (Spitzner). Weiterhin wurde gefragt, wie es „ein dynamisches Gleichgewicht zwischen Wertschätzung, Wertschöpfung und Berechnung geben könne“ (Lahr), ob die Debatte um Commons und Geschlechtergerechtigkeit über das klassische Entwicklungsverständnis hinausweise (Tuschen) und es uns ermögliche, „darüber hinauszukommen, uns immer um Sorgen sorgen zu müssen“ (Röhr).

Eine Frage, die alle Salongespräche zu diesem Themenkomplex durchzieht, formuliert Volker Woltersdorff: „Wie wirken kapitalistische und geschlechtliche bzw. sexuelle Herrschaftsverhältnisse zusammen und inwiefern können alternative Formen des Wirtschaftens auch alternative Geschlechter- und sexuelle Verhältnisse produzieren?“ Damit ist ein Anliegen des Suchprozesses dieser Salonreihe skizziert.

Ob „die Auflösung der Widersprüche zwischen Commons- und Geschlechterfragen“ gelingt und gar „eine transformierende Perspektive eröffnet, so dass wir der Integrationsfalle entgehen, in der alternative Ansätze oft auf wundersame Weise“ vereinnahmt werden (Kalbitzer), biete ebenfalls reichlich Diskussionsstoff. Mittelfristig wird/soll diese Diskussion dazu beitragen, „eine Commons-Basierte Wirtschaftsgovernance unter besonderer Berücksichtigung der Geschlechterdimension“ zu skizzieren und dabei auch die Prinzipien der Peer 2 Peer- Produktion kritisch auszuleuchten. (Löschmann) Dazu lautet die These von Silke Helfrich für diesen Salon: „In einer Commons-Basierten Ökonomie gibt es mehr Ressourcen – Zeit, Wissen und Infrastrukturen – für Care-Arbeit“.

### **Von der Trennung zum Ganzen der Arbeit**

Adelheid Biesecker skizziert zunächst den Erkenntnisstand feministischer Ökonomie (zum [kompletten Beitrag](#)).

Kern des Problems, so Biesecker, sei die systemisch bedingte Trennungsstruktur, die die moderne kapitalistische Ökonomie prägt. Hierin „liegt die gemeinsame Ursache der aktuellen sozialen und ökologischen Krisen. Sie sind alle Ausdruck [...] der Krise des 'Reproduktiven'“. „Was am Markt geschieht, ist produktiv, wertvoll, öffentlich, größtenteils männlich; was außerhalb geschieht, ist nicht produktiv, wertlos, privat. Das eine steht im Licht, das andere in dessen Schatten.“ Das Problem ist demnach konzeptioneller Art, „Externalisierung ist Prinzip“. Biesecker betont, dass es im dominierenden System „ein dieser Ökonomie Äußeres geben [muss], das als Abgespaltenes kostenlos angeeignet werden kann.“ Dieses Äußere beinhaltet auch Gemeinressourcen, die - ebenso wie Sorgearbeit -, tendenziell unsichtbar gemacht und abgewertet werden.

Erst ein Perspektivwechsel beleuchte diese Trennung und damit die kapitalistische Marktökonomie und die Erwerbsarbeit „von dem Abgespaltenen, den alltäglichen Lebensprozessen her“. So komme das „Ganze der Ökonomie und der Arbeit“ (Sorge-, Subsistenz-, Eigenarbeit, bürgerschaftliches Engagement u.a.m.) zum Vorschein. All diese Tätigkeiten, denen wir in der Summe den Großteil unserer Zeit widmen, folgten anderen Handlungslogiken als die Erwerbsarbeit.

Arbeit geschlechtergerecht denken bedeute, dass es „keine geschlechtlichen Zuweisungen von spezifischen Arbeiten und keine Abwertungen, sondern die gleich-mögliche und gleich-wertige Teilhabe von Männern und Frauen an allen Arten des Arbeitens“ gebe, resümiert Biesecker. Dies erfordere zunächst grundlegende qualitative Veränderungen der im Kern naturschädlichen Erwerbsarbeit (radikale Verkürzung der Arbeitszeiten, Umverteilung der verschiedenen Arbeiten, umfassender Ausbau der sozialen Infrastruktur, bedingungsvolles Grundeinkommen). Es bedürfe aber auch „neuer Gesellschaftsverträge“, die wiederum voraussetzen, „dass alte Grundsätze und Rationalitätsmuster in Frage gestellt werden“.

### **Commoning und P2P-Produktion: automatisch naturverträglich und geschlechtergerecht? Die Erste.**

Die Frage irritiert zunächst, denn: „Nichts ist automatisch.“ (Spitzner)  
Commoning (verstanden als sozialer, kommunikativer Prozess, um sowohl Nutzbares als auch Gemeinschaftlichkeit herzustellen) ist eine Sphäre gemeinsamen Handelns, in der „Kooperation statt Konkurrenz, Gemeinwohl statt individueller Vorteil, Freiwilligkeit statt Zwang, Aushandlung statt Verfügung, Nutzung statt Kauf, Gemeinbesitz statt Eigentum“ gelten. Commoning, ein beständiges Ausprobieren, ein ‚Basteln und Werkeln‘ (*Bricolage*) an einer gemeinsamen, d. h. politischen Welt, sei daher „nicht mit Erwerbsarbeit, aber auch nur bedingt mit Care-Arbeit“ vergleichbar, obwohl beides Tätigkeiten jenseits des Marktes sind. (Biesecker)  
Die Motive seien unterschiedlich: „Gemeinsinn bei Commons, Sorge(n) bei Care.  
Commoner\_innen sind freiwillig tätig, Sorgende aus Notwendigkeit (?).“ Die Care-Debatte folge der Fürsorgerationalität, die Commons-Debatte eher einer „Rationalität vergleichbar mit der Habermas'schen kommunikativen Vernunft“. Care-Arbeit sei sozial weiblich, Commoning zunächst nicht geschlechtlich geprägt, aber auch nicht „automatisch geschlechtergerecht.“

Commoning geschlechtergerecht (und naturgemäß) zu gestalten impliziere nicht nur Beratung mit allen Beteiligten, sondern auch die Diskussion neuer Werte. Im Grunde sei – im Kontext der Nachhaltigkeit – „Geschlechtergerechtigkeit mit einem anderen Naturverhältnis gekoppelt“. Es sei beides zu verändern: Geschlechtergerechtigkeit und das Naturverhältnis, denn es gehe um die Überwindung dieser Trennungsstruktur, die beides abtrennt. In diesem Sinne beschreibe Nancy Fraser, Gerechtigkeit als Anerkennung *und* Umverteilung. Die spannende Frage sei letztlich:

„Können Commons dazu beitragen, diese Trennungsstruktur zu überwinden?“ (alle Zitate, so nicht anders gekennzeichnet, von A. Biesecker).

### **Gemeinsames Tun in der P2P-Ökonomie**

Friederike Habermann fasst in ihrem Einführungsbeitrag die Debatte zur Commons-Basierten Peer-to-Peer Produktion zusammen. Sie verweist auf ähnliche Impulse, die seit Jahrzehnten aus der Perspektive des Subsistenzfeminismus gesetzt wurden. Wobei Subsistenz häufig als autarke Eigenversorgung durch Ackerbau (miss)verstanden werde, während Peerproduktion mit Software & Hightech assoziiert sei. Beides sei zu kurz gegriffen. Beiden lägen ähnliche Prinzipien zu Grunde, die „letztlich [...] auf alles übertragbar“ sind. Dies signalisiere auch der von Habermann geprägte Begriff *Ecommony*, in dem sich Prinzipien jüngerer Ansätze eines anderen Wirtschaftens bündeln: Besitz statt Eigentum; Beitragen statt Tauschen; Offenheit und freie Kooperation (d.h. freier Ressourcenzugang verbunden mit der Aufhebung von Gruppenzwängen) - andernorts auch Selbstentfaltung statt Selbstverwertung.

Zentral sei die Erkenntnis, dass soziale Identität nicht vorgefunden, sondern „konstruiert bzw. hergestellt wird, dass hergestellt ist, WAS & WIE wir sind, dass unsere Lebensweise hergestellt wird“. Dies verdeutliche, dass „weder Ware noch Commons Dinge sind, sondern soziale Formen, die wie die Lebensbedingungen, *in denen* und *die* wir leben, konstruiert sind.“ Nach Stefan Meretz nehmen „Produkte die Commonsform an, wenn sie kooperativ-gemeinschaftlich hergestellt werden, jenseits von Markt & Staat, jenseits von Konkurrenz“ und durch intrinsische Motivation, wobei „strukturelle Gemeinschaftlichkeit“ entstehe.

Commons-basierte Produktion sei bedürfnisorientiert – in der feministischen Ökonomie ein Muss –, wobei die Bedürfnisse mit den Möglichkeiten zu ihrer Befriedigung abgeglichen werden, also Vermittlung notwendig ist. Zielkonflikte mit den Bedürfnissen anderer sind ebenso zu vermitteln (ver-/ aushandeln). Diese Vermittlung erfolge „direkt durch die Menschen, und nicht indirekt durch den Markt mittels Geld, wo Gebrauchswert und Tauschwert auseinanderfallen“.

Neu sei „im Vergleich zu historischen Verständnissen von Commons: Die Überwindung sozialer Abhängigkeiten.“ Commons werden also nicht nur in engen, überschaubaren, territorial gebundenen Bezugsgemeinschaften gedacht (und gemacht), sondern in freien, lokalen, regionalen und globalen Assoziationen. Im Grunde, so Habermann, seien „Commons und Peerproduktion bzw. PeerREproduktion eigentlich gar nicht zu trennen“.

Die Faustregeln der Zusammenarbeit in Commons-Basierter-Peer-Produktion beschreibt sie unter Rückgriff auf Christian Siefkes so:

1. Findet andere, die (ungefähr) dasselbe Problem oder Ziel haben.
2. Produziert nach Bedürfnis und nicht für den Verkauf
3. Produziert miteinander, peer-to-peer.
4. Seid großzügig: *Share what you can*.
5. Seid offen.
6. Stigmergie: Hinterlasst Hinweise darauf, was noch zu tun ist.
7. Entwickelt gemeinsam die Projektstrukturen, die jeweils am besten sind.
8. Grober Konsens (plus freie Kooperation)
9. Forkt (teilt das Projekt auf), wenn nötig.

Wichtig sei zudem, dass Produktion nicht nur commons-basiert sei, sondern auch Commons produziere und somit den Menschen die Freiheit gebe, das Produzierte zu verwenden, anzupassen, zu teilen und in verbesserter Form zu verbreiten.

## ReProduktion

„Weder (politisierte) Subsistenz noch Peerökonomie sind einfach dasselbe wie nichtentlohnte Frauenarbeit, dem ´weiblichen Zwilling des Kapitalismus´, um einen Ausdruck von Adelheid Biesecker aufzugreifen. [...] In ihnen hebt sich das Dilemma der Reproduktionsarbeit auf [...], die Unterscheidung zwischen produktiven und reproduktiven Tätigkeiten wird obsolet.“ Reproduktionsarbeit werde hier nicht vermessen und damit weder Rationalisierungsdruck noch Entfremdung ausgesetzt, aber auch nicht einfach im „unanalysierten Nebel des Privaten belassen“. (Habermann)

»Wobei die Frage natürlich ist, was Reproduktionsarbeiten sind und was nicht. Letztendlich sind ja viele Sachen reproduktiv, die Grenze verschwimmt [...] in dem Moment, wo du nicht als Marktsubjekt auftrittst und die Sachen nicht nach außen verkaufst.« (Interview mit David, Karlshof)

Entscheidend sei, nichtkommerzielle Strukturen aufzubauen. Diese befänden sich bereits im Entstehen, in der Lebensmittelproduktion, in der Kindererziehung oder im Gesundheitsbereich. Doch zeigten sie auch, wie im gegenwärtigen System das Prinzip ´Beitragen statt Tauschen´ gerade in der klassischen Reproduktionsarbeit an seine Grenzen komme: „Einmal in der Woche für ein Kind zum ´Großpapa´ zu werden, ist das eine. Wenn die ´arbeitsintensivste Aufgabe auf Erden´ aber umfasst, alltäglich ein Kind morgens zur Schule zu bringen, weil die Eltern erwerbsarbeiten müssen, dann ist dies kaum intrinsisch motiviert zu vollbringen, solange alles außen herum monetär organisiert ist.“ (Habermann)

Entsprechend diagnostiziert die autonome Feministin Silvia Federici: „Wir können keine alternative Gesellschaft und autonome (self-reproducing) Bewegung schaffen, wenn wir unsere Reproduktion nicht in einer kooperativen Form neu entwerfen und die Trennung aufheben zwischen Persönlichem und Politischem, zwischen politischem Aktivismus und der Reproduktion des alltäglichen Lebens“ (in *Feminism and the Politics of the Commons* 2010).

## Das Salongespräch

### Das Lustprinzip oder: Früh aufstehen in der Peer-Economy?

Etwas scherzhaft gemeint fällt der Satz: „In der Peer-Economy steht natürlich keiner freiwillig um sechs Uhr auf.“ (Im Sinne von: Es gibt keinen Zwang, dies zu tun, um einer Erwerbsarbeit nachzugehen.) Das provoziert Nachfragen zum Zusammenhang zwischen Reproduktionsarbeit und Commoning (Woltersdorff). Heute müsse dies unter Bedingungen gedacht werden, in denen Menschen der Erwerbsarbeit nachgehen, weswegen der Staat eine vernünftige Versorgung der Kinder bereit zu stellen habe (Habermann). Viele gehen freiwillig ihrem Job nach; Erwerbsarbeit ist zudem – etwa Flüchtlinge und Migranten – mit neuen Freiräumen verbunden. Daher dürfe sie nicht als etwas Minderwertiges dargestellt werden, wobei prinzipiell „natürlich der Zwang zur Lohnarbeit in diesem System“ existiere. „Was ist da freiwillig, was ist Zwang? [...] Da sind immer fließende Übergänge.“ (Voss)

Umgekehrt verhält es sich in der Peer-Ökonomie. Dort herrsche im Prinzip „schon die Freiheit, dass sich eher durchsetzt, wozu jeder Lust hat und das hat dann nicht mehr so viel mit Geschlecht zu tun“ (Habermann), obwohl selbstredend auch jenseits des Marktes bestimmte Dinge getan werden *müssen* (Biesecker). Gitti Hentschel fragt deshalb: „Was ist eigentlich notwendig und wie freiwillig kann es im Care-Bereich sein?“ Es gäbe zudem „Grenzen des Lustprinzips“, die Elisabeth Voss am Beispiel der Kinderläden illustriert, die darüber hinaus notwendigerweise begrenzt sein müssten. Dies werfe die Frage auf, wie die Begrenzung von Commons mit dem Gedanken der Offenheit zusammen gehe?

Lustprinzip statt Zwang ist für Stefan Meretz „erst einmal die einfache Negation der alten Erfahrung“. Um zu klären, ob auch das Notwendige nach diesem Prinzip getan werde, sei es wichtig zu erkennen, „dass die Rede vom Lustprinzip das isolierte, von den anderen getrennte Individuum zum Hintergrund hat“. Doch reales Leben ist anders. „Wir sind immer mit anderen verbunden. Wir sind füreinander verantwortlich in dem ganz konkreten Sinne, dass ich gefragt werden kann: 'Was machst Du da?' Und dann habe ich [...] mich zu verantworten. Eben das will *commoning* stark machen: Weg von abstrakten Mechanismen, hin zu interpersonalen Strukturen, die [...] so etwas wie Verantwortung überhaupt wieder wahrnehmbar machen.“ Das sei „strukturelle Verantwortungsfähigkeit, [...] während Marktrelationen strukturell verantwortungslos sind“ (Meretz). Mehr noch, „Verantwortung ist eine Kategorie, die für den Markt überhaupt nicht passt,“ ergänzt Adelheid Biesecker und Friederike Habermann beschreibt: „Es ist in meiner eigenen Erfahrung so, dass ich soziale Verantwortlichkeit und Lustprinzip nicht trennen kann.“

Pflichten in den Commons seien vom Zwang zu unterscheiden, differenziert Stefan Meretz. So beinhalte etwa der Pflichtbegriff bei Kant „in Verantwortung für meine Vernunftwahrnehmung mir selber Pflichten zu geben“, womit auch der Freiheitsbegriff verbunden sei, „also die Freiheit, tatsächlich die Notwendigkeiten zu erkennen, zu organisieren und dann auch umzusetzen.“ In diesem Sinne benennt er Commons als „Raum der Definition von gemeinsamen Verpflichtungen, die wir uns gegenüber wechselseitig haben“. Commons seien insofern „nur vom miteinander verbundenen tagtäglichen Tätigsein“ aus denkbar. (Meretz)

Brigitte Kratzwald weist darauf hin, dass wir uns ausgehend von unseren Erfahrungen in diesem System überlegen müssten, „wie Care in einem commons-basierten System ausschauen kann“. Dabei läge der Verdacht nahe, „dass der Fakt, dass soviel Care-Tätigkeit getrennt vom 'produktiven Bereich' anfällt, schon eine Folge dieses Systems“ ist. Wenn das Ganze der Arbeit integriert sei, müssten „Kinder oder Alte nicht an eigenen Orten aufbewahrt werden“ (Kratzwald). Tatsächlich durchzieht das Problem, mit Kategorien von heute die Welt von morgen beschreiben zu wollen alle Salongespräche. Elisabeth Voss beschreibt es so: „Wir können uns nicht hineinfühlen, wie das sein wird“ und das Utopische daher nur unbeholfen benennen.

### **Bezahlte Arbeit als Commoning? Vertrauen und Kontrollverlust!**

Ausgehend von der These, dass jede Lohnarbeit schädlich sei, selbst in lehrenden und pflegenden Berufen, wurde diskutiert, ob es „absolut auszuschließen ist, dass bezahlte Arbeit so getan werden kann, dass man von *commoning* reden kann?“ Brigitte Kratzwald illustriert, unter bestimmten Bedingungen könne man mobile Altersversorgung „so (selbstorganisiert) erbringen, dass die betreuten Personen als Ko-produzentInnen bezeichnet werden können“.

Zu diesen Bedingungen gehöre, die „Dynamik von Berechnung, Bewertung, Verwertung, Entwertung“ (Lahr) zu unterlaufen. Gängige Bewertungssysteme seien weder auf Care-Arbeit noch auf kreative Prozesse anwendbar. Dennoch hätten Pflegeleistungen „mit Pflege oft gar nichts zu tun, sondern es sind Bewertungseinheiten, für die man eine bestimmte Zeit zur Verfügung hat.“ Daher sei eine Stärkung von Wertschätzungssystemen gegenüber Bewertungen, die immer mit asymmetrischer Machtverteilung verbunden sind, so wichtig. Wertschätzungssysteme wiederum, die geschlechterspezifisch entwickelt werden müssen, setzen Vertrauensvorschuß voraus. Vertrauen ist ein Zentralbegriff der Commonsdebatte. In unserer Gesellschaft wird Vertrauen(-svorschuß) eher abgewehrt, „weil es mit einem gewissen Kontrollverlust einher geht.“ Wertschätzungssysteme, die mit Respekt und Verbindung zu tun haben, würden helfen „diese geschlechter- und machthierarchischen Lehrer - Schüler, Bepflegter – Pflgender“ Beziehungen abzubauen. Um Gesellschaft zu organisieren, brauche man sicher noch Berechnungssysteme, aber beide müssten als „gleichgewichtige Systeme etabliert sein, [...] nicht ausschließend, sondern miteinander und parallel.“ (Lahr) Es ginge hier, so betont Biesecker, „nicht nur um etwas Individuelles, sondern um gesellschaftliche Anerkennung.“ Basierend auf dieser Anerkennung müsse die Gesellschaft Infrastrukturen, Grundeinkommen usw. ermöglichen, damit Folgendes gelingen kann:

### **Commonsprinzipien upscalen**

Den Commons wird häufig das „klein-klein“ unterstellt, ihnen fehle das Potential der Vergesellschaftung – so ein häufiger Kritikpunkt. Dies scheint auch im Salongespräch durch. Doch die Frage: „Was kann mit Commonsprinzipien möglich sein?“ bewege sich, so Stefan Meretz, auf einer anderen Ebene als jene nach konkreten Möglichkeiten commonsbasierten Handelns unter den gegebenen Verhältnissen, „die völlig gegen Commoner\_innen gerichtet sind.“ Deshalb dürfe man nicht von den „inneren Widersprüchen und (Geschlechter-) Ungerechtigkeiten in Commonszusammenhängen auf die allgemeine (gesellschaftliche – S.H.) Potenz von Commons schließen.“ Diese Vermischung von Ebenen zeige sich auch in der Diskussion um Bewertung/Wertschätzung. „Viele Leute [...] sagen: wenn ich Geld verdiene, kriege ich dadurch Anerkennung.“ Darin vermischen sich Wertschätzung und Bewertung, „denn Bewertung, Verwertung, Lohn- und Chancenzuweisung im Leben oder, negativ ausgedrückt, Selektion und Ausgrenzung haben unmittelbar miteinander zu tun.“

Dennoch erscheint 'mehr Wertschätzung' für Meretz nicht ausreichend, denn „sie kann keine Systemform annehmen, sondern wäre ein allgemeiner, interpersonaler Prozess.“ De facto aber sind „viele Strukturen des Ausschlusses geronnene Strukturen, in denen Leute nur ganz wenig tun müssen und andere werden ausgeschlossen.“ Hier seien oft nicht die konkreten Personen, sondern strukturelle Mechanismen verantwortlich. Wertschätzung aber könne sich nicht strukturell „hinter unserem Rücken vollziehen, sondern ist immer vor unserem Bauch und damit kritisierbar, diskursfähig, kommunizierbar.“ (alle Zitate in diesem Abschnitt: Meretz)

Christin Lahr glaubt demgegenüber, dass auch Wertschätzung „in einen strukturellen Rahmen eingebunden sein kann.“ Ein Beispiel dafür sei das bedingungslose Grundeinkommen, das auf dem Prinzip des Vertrauensvorschlusses basiere. „Man geht davon aus, dass jeder Mensch auf dieser Welt irgendeine Fähigkeit hat und sich innerhalb einer Gesellschaft einbringt, auch wenn viele Sachen [...] keinen verwertbaren Charakter haben. [...] ähnlich wie wir ein Auto vorher betanken, damit es erst einmal fährt, könnte man den Menschen auch erst einmal Geld geben, damit sie überhaupt die Möglichkeit haben zu arbeiten“ im Sinne von für sich, für andere und/oder die Gesellschaft tätig und wirksam werden zu können. (Lahr)

In gesellschaftlichen Verhältnissen von Verbundenheit zu leben, in denen Zwang oder Freiwilligkeit „keine Alltagskategorien mehr sind“, sei sehr schwer vorstellbar, so Elisabeth Voss. Schon in praktischen Versuchen werde die Widersprüchlichkeit spürbar, dabei seien gerade sie – z.B. in Assistenzvereinen und Assistenzgenossenschaften – von großem Interesse, um praktische Erfahrungen zu machen.

Ein Beispiel, bei dem Gemeinschaftlichkeit, Notwendigkeit und Freiwilligkeit zusammen gehen, benennt Silke Helfrich mit [Schloss Tempelhof](#). Es setze ins Bild, wie eine Commonsstruktur das Füreinandersorgetragen erleichtere und unterstütze die These, dass „Commons Wissen, Ressourcen und Infrastrukturen für Care-Arbeit erweitern“. Teilen werde einfach gemacht, aber nicht zum Zwang, Transparenz allerdings schon, sie sei auf Schloss Tempelhof Bedingung. Man kann in den eigenen vier Wänden kochen, muss aber nicht. Umgekehrt *muss* man für das eigene Auskommen sorgen, „da derzeit Commons immer an der Schnittstelle zwischen Markt und der neuen Utopie agieren“, wird jedoch bei Care-Tätigkeiten aufgefangen und unterstützt. In „Organisationsformen, die an Commonsprinzipien ausgerichtet sind, entsteht 'plötzlich' mehr Zeit und die Umverteilung von Pflegearbeit ergibt sich selbstverständlich.“<sup>1</sup> Zudem schaffe die Selbstorganisation von Infrastrukturen, Wissen, Arbeitsmitteln, Hardware/Software usw. Unabhängigkeit, „die bedeutet, dass eben nicht das einzige, was Dir bleibt, um die Sorgefrage zu lösen, die Ökonomisierung derselben ist.“ (Helfrich)

Die Vision nichthierarchischer Commons, die gesamtgesellschaftlich, strukturell verankert sind, steht den „gegenwärtigen Verhältnissen, [...] die auch (geschlechter-)hierarchisch sind“ entgegen. Wie also, fragt Gitti Hentschel, „kommen wir von der aktuellen Situation zur Utopie?“ Und wie sei das mit den bereits gemachten Erfahrungen abzugleichen? Viel wurde probiert. „Wir arbeiten gleich, wirtschaften gleich, leben zusammen, alles gleichberechtigt und so. [...] Wir wollten die Utopie jetzt leben und das haben wir nicht gut hingekriegt und nicht gut aufgearbeitet.“ Es gäbe in solchen alternativen Praktiken „schleichende Formen, wo sich Herrschaft neu strukturiert. [...] dieses Problem sehe ich auch in der Intention von Commoning. Wie schützen wir uns davor?“ (Hentschel) Und wie gelinge das, fragt ergänzend Meike Spitzner, „wenn man weiß, dass Menschen so sozialisiert sind, dass sie ihre Identitäten haben?“ Für kleine Einheiten oder auf dem Land sei Commoning gut vorstellbar, aber wie sei darüber hinaus die Begrenztheit zu sprengen?

Sina Doughan warnt hier vor Idealisierung: „Ich möchte nicht wieder einen Schritt zurück geben, in einen Rahmen, wo man sich die Aufgaben untereinander aufteilt. Das festigt auch die Rollen.“ Daraus ergebe sich für sie auch die bereits angesprochene Zwickmühle: „Wenn ich darüber nachdenke, dass man die Trennungen aufheben muss [...], komme ich unweigerlich dazu, dass der Staat viel mehr in meinem persönlichen Umfeld und (politisch) lenkt. [...] Dann frage ich mich: ist finanzielle Anerkennung das Richtige? Sollen wir wollen, dass so etwas wie Pflegearbeit bezahlt wird? Das will ich eigentlich gar nicht, aber ein Stück weit schon und dann komme ich auf das Bedingungslose Grundeinkommen, aber das ist mir theoretisch nicht genug. Es ist für mich die einfachste Lösung. [...] einfach gedacht. Und ich glaube nicht, dass es geschlechtergerecht sein kann.“ (Doughan)

Deshalb sei die Debatte um *nachhaltige* Grundsicherung so wichtig, entgegnet Spitzner. Diese könne „nie nur auf Geld beruhen“, sondern müsse auch „in Rechten auf Infrastrukturleistungen bestehen und in Umverteilung von externalisierter Arbeit“. Leider sei diese Diskussion in den vergangenen Jahren steckengeblieben und nicht hinreichend publiziert.

<sup>1</sup>Siehe auch: [Macht Teilen glücklich?](#) Der halbstündige Film zeigt, wie sich die Spannung zwischen Freiwilligkeit und Notwendigkeit im Praktischen auflöst.

Stefan Tuschen merkt an, dass es Raum und Zeit braucht, Neues zu denken und den Mut, sich nicht von realpolitischen Möglichkeiten gefangen nehmen zu lassen. Wobei wir das, „was vor uns liegt, nicht mit den bestehenden Werten, Begriffen, Instrumenten denken können“. Wer aber „sofort unter den Bedingungen, unter denen wir leben, die eigenen Gedanken des Möglichen wieder einhegt“, vergebe sich Chancen, so Tuschen. Er plädiert daher dafür, das Reale (vorerst) „ein Stück außen vor zu lassen und weiter darüber nachdenken, was unter Bedingungen des Tätigseins in den Commons möglich ist.“

Dies unterstützend, lenkt Silke Helfrich die Aufmerksamkeit erneut auf die mehrfach aufgetauchte Frage, ob „Commons automatisch geschlechtergerecht sind.“ Denn diese impliziere die Abstraktion des Commonsbegriffs (nicht aber dessen Idealisierung) sowie eine Abwendung von der Vorstellung, „es ginge irgendwie um kleine Gemeinschaften, die mit Kartoffeln assoziiert werden.“ Die Diskussion liege hier auf prinzipieller Ebene. „Wenn wir etwas denken wollen, auch wenn wir etwas transformieren wollen, müssen wir erst einmal wissen, wo wir hinwollen.“ Wie also ist „ein Tätigsein in Freiheit und Verbundenheit im Spannungsfeld zwischen Freiwilligkeit und Notwendigkeit in den Commons jenseits von Macht- und Geschlechterhierarchie vorstellbar?“ (Helfrich) Dieses Thema könnte im Salon im März vertieft werden, wobei praktische Beispiele im Mittelpunkt stehen müssten.

### **Der Gummibärcheneffekt und der schnöde Mammon**

Grundsicherung als Ermöglichungsstruktur für andere Arbeitsformen wird von den Salongästen weitgehend begrüßt. Einer der Haupteinwände dagegen ist jedoch – neben dem Verdacht, dass *bedingungslose* Grundsicherung tradierte Rollen zementiert – der in der Motivationspsychologie so genannte ‚Gummibärcheneffekt‘. Das heißt: „wo etwas für Belohnung zu haben ist, gehen der soziale Aspekt und die Kreativität den Bach runter.“ (Habermann) Das Phänomen wird in den Wirtschaftswissenschaften auch unter der Bezeichnung „Crowding-out-of Motivations“ diskutiert. Bezahlung könne dazu führen, dass Menschen „aus-gecrowdet“ werden, Geld also beleidigend wirkt, erläutert Stefan Meretz. Studien belegten, dass das in der P2P Produktion ein wichtiger Aspekt ist. Dabei ginge es um „beleidigende Bezahlung im Unterschied zu dem Zwang, Geld verdienen zu müssen, der natürlich in dieser Gesellschaft existiert. Das ist ja das Drama. Wir müssen uns erniedrigen und diese Tätigkeiten erledigen, um Geld zu verdienen.“ (Meretz) Dazu komme, „dass einige Menschen ihre Gummibärchen total häufen, auch wenn sie konsumtiv und physisch den Unterschied nicht mehr erfahren können.“ (Habermann)

Darum und auch nach Erfahrungen in der Umsonstökonomie sei es wichtig, „möglichst den Kapitalismus und das Geld raus zu halten.“ In der Realität sei das jedoch kaum möglich, was für den Begriff der „Halbinseln“ (Habermann) spricht. Schließlich könne man nicht „gegen den Kapitalismus anproduzieren“ und sich auch nicht puristisch „von der Gesellschaft abkoppeln“ oder warten, dass die Menschen „in einer Generation oder in 15 [...] ihre Probleme lösen. Es geht darum, *jetzt* die Erfahrung zu machen, auch in commons-basierter Peer-Produktion,“ so Habermann. Das dürfe auch in kleinen Gemeinschaften sein, denn es ginge nicht, allen Ansprüchen gerecht zu werden, wenn es hieße, Lösungen sollten bitte schön strukturell vom Kapitalismus abgekoppelt sein UND frei von Herrschaftsverhältnissen UND nicht auf kleine Gemeinschaften beschränkt sein etc.

### **Geht mit. Geht ohne. Commons und Markt**



In Abgrenzung zur Vision der Subsistenz, die „davon ausgeht: wir haben irgendwann kein Geld“ und vielleicht auch in Abgrenzung zu dem, was eine commons-basierte Gesellschaft sein könne, formuliert Adelheid Biesecker ihre Vision, „dass wir auch in einer zukünftigen, nachhaltigen Gesellschaft Märkte haben, aber keine kapitalistischen Märkte, die nichts anderem als dem Profit dienen. Märkte sind erst einmal nichts weiter als eine Institution zum Austausch zwischen anonymen Menschen. Wir haben andere Bereiche wie Care-Arbeit, die anders organisiert werden muss und Bereiche wie Commons.“ Bieseckers Forderung ist, den Möglichkeitsraum für Commons zu erweitern. „Das sind natürlich begrenzte Gruppen, denen die Gesellschaft ermöglichen muss zu experimentieren, um zeigen zu können, wie es anders sein kann.“ Lahr argumentiert in eine ähnliche Richtung und plädiert für ein Verschieben des Verhältnisses zwischen konkurrierenden und kommunizierenden Prozessen, wobei der überwiegende Anteil kommunizierend sein sollte. Konkurrieren bringe durchaus weiter. „Das ist wie mit einer Batterie. Wir brauchen für bestimmte Dinge Spannung. Aber das jetzige Verhältnis sollte man umkehren.“ (Lahr)

Auch in der Perspektive nachhaltiger Arbeit (s.o.) bekämen „Märkte eine neue Rolle. Sind sie heute Selbstzweck und die Lebensprozesse deren Mittel, so kann das Verhältnis jetzt umgekehrt werden. Märkte können zu Mitteln für Lebenszwecke umgewandelt werden.“ Die Frage wird sein: „Welche (Arbeits-)Märkte tun den Menschen und der Natur gut? Und wo müssen Märkte durch Politik ersetzt werden (Arbeitspolitik statt Arbeitsmarktpolitik)?“ (Biesecker)

Friederike Habermann sieht in diesem Denkansatz ein Problem. Denn es gäbe „nicht nur die Getrenntheit der Produzenten und Konsumenten, sondern auch die Getrenntheit der Produzenten untereinander.“ Sie zwingt zum Tausch gegen Geld. Commons hätten aber „ein anderes Produktions- und Verteilungsprinzip.“ Hier werde gefragt: „Was brauche ich? Was können wir machen?“ Deswegen seien „Commons nicht einfach eine Ergänzung (zum Markt – S.H.), sondern eine Struktur, die eine andere Produktionsweise ermöglicht“, und als solche kein Geld und keine Märkte mehr voraussetze. Die Differenzierung erkläre auch wichtige Unterschiede zwischen Alternativprojekten. Es reiche nicht, „Hierarchien abzubauen“, aber weiterhin „das Projekt durch Produktion für den Markt zu finanzieren“, da sich damit „die ganzen Zwänge, Abhängigkeiten, Notwendigkeiten“ des Marktes importierten. Dies zu verstehen ermögliche, ein Schutzkriterium für Commons zu formulieren: „Versucht Eure Projekte so zu organisieren, dass die externe Logik nicht nach innen durchschlägt. Das heißt: Produziert nicht für den Markt. Heißt aber nicht: Ihr dürft kein Geld anfassen.“ (Habermann). Das könne bedeuten, wie etwa in der Solidarischen Landwirtschaft, zusammenzukommen und den Gesamtbedarf an Geld (Produktionsmittel, Transport, Logistik usw.) zu definieren und dann zu überlegen, wie diese „monetären oder tätigen Beiträge“ zusammenkommen. Das sei zwar „immer noch über Geld organisiert, aber eben kein Tausch mehr“. (Habermann)

Stefan Meretz weist auf die diesbezüglichen Differenzen in der Commonsbewegung hin. „Es gibt die Position, die zwischen Markt und Kapitalismus unterscheidet,“ aber „heute ist Markt eben kapitalistischer Markt [...] und es ist keine andere Form als die aktuell gängige denkbar.“ Markt-Plätze im Unterschied vom Markt als entfremdete, sich hinter unserem Rücken vollziehende Instanz, seien vorstellbar. (Meretz/ Helfrich)

Adelheid Biesecker regt in diesem Sinne an, Märkte „ganz anders zu denken“. Schließlich seien nicht die Märkte das Entscheidende, entscheidend sei zu verhindern, „dass Geld zu Kapital wird“. Der Austausch zwischen Anonymen können weiterhin über Märkte organisiert werden (das Brötchen beim Bäcker). Märkte (Marktplätze) würden weiterhin gebraucht, zumal Geld zum Kauf von Produktionsmitteln auch über diese Märkte kommen könne (Hentschel). Habermann entgegnet: „Ich kann mir Märkte ohne Kapitalismus vorstellen, aber ich kann mir keine Märkte

ohne Entfremdung, Rationalisierungsdruck etc. vorstellen.“ Es sei ja kein Zufall, dass in Jahrzehnten feministischer Theorie immer wieder der 'weibliche Zwilling' oder das 'Avalon' der Geldwirtschaft analysiert worden sei, und dieses Problem bliebe dabei bestehen.

Hierarchien hätten mit Strukturen zu tun *und* mit der Konstruktion von Geschlechtern, wobei Letztere, wie Meike Spitzner unterstreicht, „ganz heftig manifest wurden mit der Industrialisierung, aber sie haben da nicht angefangen. Da war ja schon mehr. Zum Beispiel die Dienstmagd, die dem Feudalherrn gehörte und die Übergriffigkeit, die ihm gestattet war [...]. Das ist noch älter als der Kapitalismus.“ Dabei ginge es nicht darum, die Kritik am Kapitalismus zu mindern, sondern tiefere Schichten freizulegen. Friederike Habermann entgegnet, dass „die Idee von Zweigeschlechtigkeit – statt einfach: Männer sind die bessere Ausgabe von Frauen – erst in dem Moment auftritt, wo Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit propagiert werden. Parallel werden Schwarze als ganz anders (konstruiert), eben nicht als die kindliche Ausgabe der Weißen, sondern als biologisch und geistig nicht fähig, freie und gleiche Staatsbürger zu sein. Das hat etwas mit Pfründe- und Ressourcensicherung zu tun.“ Auch der Begriff von Rasse stamme erst aus dem 18. Jahrhundert, ebenso wie die Vorstellung von biologisch anderen Eigenschaften. „Das ist für mich ein Beispiel, wie sehr sich Identitäten entlang von Hegemonien ausbilden [...]. Daher meine Betonung auf das Offene. Das heißt nicht einfach, 'alle dürfen kommen', aber es hängt eben nicht von irgendeiner Identität oder irgendeiner Voraussetzung ab, wer kommen darf.“ (Habermann)

## **Geschlechterverhältnisse, Commoning und P2P-Produktion**

### **Die Zweite**

Nach Brigitte Kratzwald ist die Forderung nach mehr Anerkennung und gerechterer Aufteilung von Care-Arbeit *im* System problematisch, „weil wir ja das System kritisieren.“ Sie konstatiert in diesem Zusammenhang eine hohe Kompatibilität zwischen Subsistenz und Commons. Doch die Grundfrage sei, hakt Volker Woltersdorff ein:

„Wenn Commons eine Keimform einer anderen Produktionsweise sein sollen, inwiefern sind sie auch Keimform anderer Geschlechterverhältnisse? Resultieren diese notwendigerweise aus der Wirtschaftsstruktur der Commons oder sind sie moralische Verpflichtung, die wir uns auferlegen?“

Einigkeit besteht weitgehend darin, dass sich „nicht alleine dadurch, dass ein anderes ökonomisches Betriebssystem konstruiert wird, automatisch die Geschlechterverhältnisse ändern. Automatisch passiert sowieso nichts zwischen Menschen. [...] Man bekommt ja nicht auf einen Fingerschnipp ausgewechselte Persönlichkeitsstrukturen. Man bringt [...] Sozialisation mit und in eigentlich nicht-hierarchisch gedachte Zusammenhänge hinein.“ Es gelte, dafür die Aufmerksamkeit zu schärfen, denn Hierarchie- und Geschlechterfragen seien in vielen Projekten unter einem unheimlich hohen Egalitätsanspruch verdrängt worden. Und dieser sei zudem schwer „benennbar, weil er so ideologisch aufgeladen ist mit der Idee vom egalitären Miteinander“. (Voss)

Es gehe um eine Differenz im Blick auf die Dinge: „z.B. Effizienz, Messbarkeit, Vergleichbarkeit, Konkurrenz – also dass man nach bestimmten Kriterien gut sein muss.“ Problematisch werde es schon, „wenn z.B. Frauen die Art und Weise des Miteinanders ansprechen.“ Oder „wenn die einen reden und die anderen nie.“ Das habe mit Gewalt zu tun. Was hingegen dazu beiträgt, „dass Gruppen überhaupt funktionieren, ist, die Art und Weise des konkreten Miteinanders wirklich immer wieder auszuhandeln. Dafür hat die Frauenbewegung unheimlich viel getan.“ (Voss)

Kurzum: Es gibt keinen Automatismus, sondern die Kultur der Kooperation müssen wir alle lernen. Brigitte Kratzwald vermutet jedoch, dass das Aushandeln von Dingen (Kern des Commoning), den Frauen bessere Chancen biete vorzukommen. Wobei es, „darum geht, Dinge so auszuhandeln, dass sich jeder fair behandelt fühlt und das heißt nicht unbedingt: jeder bekommt den gleichen Lohn für unterschiedliche Arbeiten. Es geht um die Qualität der Prinzipien, auf die man sich miteinander einigt. Dieser Einigungsprozess ist anstrengend und dafür gibt es keine Patentrezepte. Das ist bekannt. Es macht die Commonsdiskussion für Politik und Journalisten so sperrig. Niemand kommt und sagt, so geht's. [...] Dennoch liege in diesem Aushandlungsprozess vermutlich die einzige Chance „für das Sich-fair-wahrgenommen-und-behandelt-fühlen einer/s jeden.“ (Helfrich)

Stefan Meretz unterstreicht, dass zwar stimme, dass nichts automatisch komme, aber der Umkehrschluss gelte nicht. „Der Umkehrschluss heißt: Wir sind automatisch geschlechterungerecht, ausgrenzend etc. „Es gibt ganz viele Dimensionen, entlang derer wir gespalten werden. Gehörst Du dazu, gehörst Du nicht dazu? [...] Die kapitalistische Produktionsweise erzeuge strukturell und systematisch Trennung und Ausgrenzung. Sie folge einer Inklusions-Exklusions-Logik.

Machen die Commons das Gegenteil? „Sie ermöglichen. Sie bieten überhaupt erst die Chance und den Raum, dass wir erstens diese Ausgrenzung aufbrechen und zweitens die [...] strukturell vorhandene Logik der Commons zur Durchsetzung bringen.“ Dies bedeute zu schauen, wie wir „strukturell alle Menschen so einbeziehen können, dass sie sich fair behandelt fühlen, beitragen können, was sie wollen und die Dinge bekommen, die sie brauchen. [...] In einer solchen Logik ist es einfach hinderlich und dumm, wenn Ungerechtigkeiten entlang von Dimensionen von Alter, Geschlecht, Hautfarbe existieren.“ Wir müssen ganz bewusst die existierenden Chancen auch unter den heutigen widersprüchlichen Bedingungen nutzen, um Geschlechterhierarchien und andere Diskriminierungen abzubauen.

Immerhin sei in den Commons mitnichten alles „klein-klein“. Das zeigt das Beispiel Freier Software: eine weltweite Bewegung von Hunderttausenden, die strukturell männlich dominiert ist [...] und zwar noch stärker als die proprietäre Software. In der Bewegung werde dies allerdings (von beiden Geschlechtern) als Problem wahrgenommen und es werde versucht, das Problem gezielt anzugehen. Entscheidend sei, dass die Projekte die Möglichkeit hätten, dies zu tun, weil sie selber entscheiden können. Sie müssen sich nicht daran ausrichten, das Produkt möglichst billig herzustellen. „Es gibt also die Chance und sie wird auch genutzt. [...] so werden Sommerunis für Frauen gegründet oder es wird untersucht, wie die Kommunikation auf Mailinglisten stattfindet, um zu verstehen, warum Frauen sagen: 'Nee, da fühle ich mich unwohl.' Das sind Bewusstmachungsprozesse.“ (Meretz)

Meike Spitzner weist abschließend darauf hin, dass die aktive Reproduktion von Geschlechterhierarchien viel älter als Marktlogik und kapitalistische Produktionsweise ist. Das Kernproblem dabei sei nach wie vor, dass die strukturellen Voraussetzungen für den Abbau von Geschlechterhierarchien fehlen. Daran knüpfe sich die Frage: „Welche strukturellen Voraussetzungen muss man formulieren, damit eine Chance entsteht? Ähnlich wie: Welche Vorsorgelogik müsste man formulieren, damit nicht die Marktlogik Eingang findet?“ Sonst passiere immer das Gleiche und sei es, dass „ich mir als Frau selbst Dinge zuschreibe, die schon die Hierarchie beinhaltet“. (Spitzner)

## **Verträge und Verabredungen**

Es wurde bereits erwähnt, dass nicht nur ein anderes Betriebssystem, sondern auch andere

Haltungen und Institutionalisierungsformen relevant sind. Kurz: eine andere Kultur. Christin Lahr weist in diesem Kontext darauf hin, dass „bei der Konstruktion von Verträgen immer eine Streitsituation gedacht wird, diese vom Worst Case ausgehen. Wir brauchen mehr Verhandlungen, die gedanklich von einem Miteinander ausgehen. Wenn ich mich an den Verhandlungstisch setze, [...] kann ich mich auf Augenhöhe unterhalten.“ Wobei beides, Gesellschaftsverhandlungen und Gesellschaftsvertrag, Regeln voraussetzen. Meike Spitzner hält mit Hannah Arendt dagegen: „das Handeln und die Würde des Menschen liegt darin, verzeihen und neu beginnen zu können, durch neues Vertrauen. Insofern bin ich mehr für das Vertragen als für das Verhandeln, im Sinne von: Pro Konflikt, Pro Verzeihen können, Pro Neu Beginnen.“ Zudem: „In den Profit-Centern läuft es nicht anders, da wird jedes Mal verhandelt und du bist ganz alleine dabei. Da kann nach unten alles wegbrechen. Ich will ja gerade nicht die Macht des Stärkeren, [...] und nicht auch noch die ganzen Negativentwicklungen, gegen die Frauen und Männer gekämpft haben, immer wieder neu verhandeln müssen. Ich will die wertvollen gesellschaftlichen Möglichkeiten des bereits Erreichten sichern.“ So könne man von vorn herein verabreden, keine geschlechtshierarchische Sprache zu nutzen. Ein Gegenbeispiel dafür liefere Wikipedia. „Das ist Antrozentrismus pur, weil die Regeln genderunreflektiert sind. Damit haben sie die Geschlechterhierarchien drinne.“ Zudem gäbe es geschlechtsspezifische Unterschiede in Sachen Ungerechtigkeitsempfinden, etwa „dass der männliche Leidensdruck in Sachen Alltagsarbeit sich erheblich in Grenzen hält.“ (Spitzner)

Elisabeth Voss sieht „Verträge als hilfreiche Instrumente“, gerade auch für Situationen, „in denen etwas auseinander geht, die mit Verletzung zu tun haben.“ In guten Zeiten über mögliche Trennung nachzudenken – etwa in der Selbstverwaltungsszene – sei so wichtig wie auf gesellschaftlicher Ebene Gesetze zu erkämpfen. „Und es ist eben richtig und notwendig, dadurch auch Schwächere und weniger Artikulationsfähige schützen zu können.“ Die Frage sei doch: „In wessen Interessen sind Verträge formuliert und wer kontrolliert ihre Einhaltung?“ Damit kämen die real existierenden Machtverhältnisse ins Spiel. (Voss) Zudem könne Sprache „herrschaftlich sein. [...] Wenn man gut reden kann, muss man gut aufpassen, dass man nicht in so ein Herrschaftssyndrom kommt.“ (Biesecker) Daher stelle sich die Frage, wie sich Herrschaftsausübung durch Sprache zurückdrängen lasse.

Für Christin Lahr geht es weniger um die Frage ob 'Vertrag oder nicht', sondern „um eine grundsätzliche Haltung zu den Dingen. [...] Es ist ein Unterschied ob man den Worst-Case voraussetzt oder nicht. [...] Da geht es mir um einen Denkansatz, als Strategie.“ Streit und Konkurrenz mögen ein „guter Motor“ sein, „aber dennoch sollten gewisse kommunikative Strategien die Überhand gewinnen. Vielleicht muss man einen völlig neuen (unbelasteten) Begriff finden [...], um diese Zug-um-Zug-Geschichte rauszukriegen.“ (Lahr)

## Zum Schluss

Heike Löschmann reflektiert auch mit Blick auf dieses Salongespräch, wie anspruchsvoll es ist, Diskursebenen tatsächlich auseinanderzuhalten (Denken in einem alternativen Paradigma einerseits – Transformationsprozess andererseits). Doch scheint weitgehend Einigkeit darin zu bestehen, den Versuch, Alternativen zu denken, nicht schon durch eine Schere im Kopf zu verhindern. Zudem sei es nicht immer gelungen, „aus der Genderperspektive und aus der Perspektive P2P gleichzeitig zu denken.“

Vermisst wurde eine tieferegreifende Analyse der Praxis oder die Möglichkeit, „spannenden“ Fragen noch intensiver nachzugehen. Etwa dem Thema Geschlechtergerechtigkeit im Kontext

von Commons (Hentschel), die Vertiefung des transformierenden Elements in den Commons (Kalbitzer) oder dass Geschlechterverhältnisse auch schon in materiellen Vorbedingungen für Aushandlungsprozesse codiert sind, was mit bedacht werden müsse (Woltersdorff).

Volker Woltersdorff formuliert auch den Konsens, dass „eine commonsbasierte Wirtschaftsweise nicht notwendigerweise patriarchal und sexistisch sein muss. Diesen Konsens können wir in Bezug auf den Kapitalismus nicht herstellen.“

Als „großartig und perspektiverweiternd“ oder „extrem spannend“ wurde auch die „Gelegenheit zuzuhören und zu schweigen“ beschrieben (Lemmler) sowie die Vielfalt der Perspektiven in der Runde (Doughan). Besondere Beachtung fand aber das vom Konsens geprägte Klima dieses Salongesprächs, wofür aufmerksames Zuhören, Respekt, Wertschätzung und Augenhöhe förderlich waren. „Die Chance liegt darin, dass Commoning vor den Commons kommt.“ (Stefan Tuschen)

Joana Barelkowska formuliert es so: „Im Vergleich zum letzten Salon habe ich diesen Austausch als machtfreier empfunden. Er war ein Sinnbild für Commons und für das Teilen von Wissen. Im vorherigen Salon ging es viel um Eigentum – mein Wissen, mein Eigentum. Für mich ist interessant, dass ich diesem Gespräch viel besser folgen konnte. Vielleicht ist es auch so, dass es bei Diskursen, wo es um Eigentum geht, gar nicht darauf ankommt, dass man folgen kann.“

Zudem ergaben sich Anregungen für den Folgesalon:

Beide Salongespräche, in denen Vieles angerissen wurde, sollten als gemeinsamer Lernprozess verstanden und durchgesehen werden – um einige „kernige Fragestellungen“ herauszufiltern, eventuell vor dem kommenden Salon zu verschicken und konzentrierter/fokussierter zu diskutieren.

Adelheid Biesecker bemerkt zum Abschied: „Es ist ein Bemühen um etwas anderes, und es ist wichtig, dass man das weiß und auch spürt, dass man darin scheitern kann. Aber der Lernprozess hat auch Ausstrahlung auf die Gesellschaft insgesamt.“